

Das Gespenst.

Von A. von Sommerfeld.

Vor einer Reihe von Jahren, so erzählte mein liebenswürdigster Wirth, als wir nach dem Essen auf der Veranda saßen, hatte ich in einem kleinen brasilianischen Orte eine Veranda — einen Verkaufstisch — und ver- diente viel Geld. Damals kam immer ein Brasilianer zu mir, halb In- dianer, halb Mulatte, ein Kerl, der das verdächtige Blut in den Adern haben mußte; er trank oft viel Schnaps und war, wenn er genug ge- trunken hatte, schlimmer als ein Vieh. Aber wenn er nüchtern war, war er gut! Und arbeiten! Arbeiten konnte der Mensch wie ein Pferd, und ich nahm ihn deswegen öfter auf Tage- löhn in mein Haus. Eines Tages nun kommt jemand zu mir und er- zählt mir: Jose Badoiro — so hieß der mißthätige Mensch — sei ober- halb der Brücke in den Fluß gefallen und ertrunken.

Zwei Tage später mußte ich eine Reise machen, und als ich wieder zu- rückkam, erzählt mir meine Frau mit allen Zeichen des Schreckens, der Jose ging als Gespenst umher. Sie habe ihn ganz bestimmt vor der Thür ge- sehen, in ein weißes Gewand gekleidet. „Ja“, sage ich, und lache dabei, „der Jose liegt unten im Fluß bei den Fischen und Krebsen und denkt nicht an's Spaziergehen! Wirst wohl geträumt haben, Alte.“

Aber meine Alte blieb dabei.

Einen Tag später mußte ich eines Geschäfts wegen zu meinem Nachbar, der eine Wierstube entfernt wohnte.

Ich verpackte mich und lehrte erst bei voller Dunkelheit — so gegen 9 Uhr — zurück. Die Nacht schlief ich auf meinem Bett, bis ich um 12 Uhr von meinem Hause, sprang das Fenster auf, sah ich ein Haar aus dem Dache fallen. Und — ich fühlte, wie es mich erkaltete überließ. Von mir, vielleicht fünf Schritte ent- fernt, stand im Wege eine weiße Ge- stalt — und — „Jose!“ rief ich zu- rufen, aber da war sie schon wieder ver- schwunden, und nur die Dunkelheit der Nacht lag vor mir. Langsam, die Bi- stelle in der Hand, mit dem festen Ent- schluß, bei nochmaligem Sichtbarwerden auf das Gespenst zu schießen, tritt ich weiter. Zu Hause sagte ich nichts, aber die Sache wollte mir nicht aus dem Kopf.

In Wahrheit, ich hatte den Jose erkannt, und der Jose lebte doch nicht mehr.

Doch die Sache wurde noch besser. Drei Tage später kommt einer der Con- sulten meiner Gegend zu mir und erzählt, sein bester Reiter sei ihm ge- schlohen worden. Die Hunde hätten die ganze Nacht gebellt, und als er infolge- dessen seinen Schlaf fand, sei er auf- gestanden und vor die Thüre getreten. „Jesus Maria!“ sagte er und hatte mich mit noch immer bleichem Gesicht an — „deulich sah ich auf fünfzig Schritt Entfernung ein Gespenst stehen. Weiß und groß stand dort eine Gestalt, die mit einem Knochenarm winkte. Entsetzt schlug ich die Thüre zu und wachte in vollster Aufregung die ganze Nacht. Aber nichts ließ sich mehr sehen. Am anderen Tage schickte mein schönster Reiter. Sagt können Gespenster auch sterben?“

„Ich habe noch nie etwas davon ge- hört“, erwiderte ich, und bischneell schob mir dabei ein erquickender Ge- walt durch den Kopf.

Mit zwei handfesten Männern lag ich zwei Nächte auf der Lauer. In der dritten Nacht kam das Gespenst lan- gam auf mein Haus geschritten. Alle meine Rufe zusammennehmend, spannte ich den Dahn meiner Pistole, trat aus meinem Versteck vor und dem Gespenst gerade in den Weg.

„Jose Badoiro“, sagte ich, „wenn Ihr stehen wollt, so steht bei mir aber gläubigen Menschen als bei mir. Und nun bleibt stehen und keinen Schritt vom Fleck, sonst seid Ihr wirklich und wahrhaftig tot!“

„Ich hatte recht.“ Es war's. Nicht der tolle, sondern der lebende Jose Ba- doiro, der, um das Gespenstermaterial vollständig zu machen, noch einen Loden- mantel, den er irgendwo ansärgen haben mochte, bei sich trug.

Ich nahm den Halmten in's Ge- deil, und er gelang mir in größter Ruhe alles.

Am anderen Tage holte ihn die Po- lizei, aber auf dem Wege nach der Stadt ist er entflohen und hat nie wieder etwas von sich hören lassen. Sehen Sie, das war das Gespenst — ein ein- facher, lebender Halmten!

„Nicht wahr, Alte, du glaubst auch nicht mehr an Gespenster?“

Und die würdige Matrone, die mit einer Flasche Wein auf dem Ballon trot. schüttelte energisch mit dem Kopf.

Zu spät.

Von A. von Sommerfeld.

In Elmärchen war das dritte Corps, die Brandenburger, vorgegan- gen, hatte bei Bionville die aus Meß abziehende französische Armee erreicht und dem Befehle gemäß das Gefecht gegen sie aufgenommen; seit dem frü- hen Morgen hatten die Tapferen nun schon gegen die zehnfache Uebermacht, die Granaten hatten sie glücklicherweise niedergeworfen, die Flintentugeln die Reihen gelichtet, aber noch standen sie im hoffnungslosen Kampf in den er- obersten Stellungen. Sehnüchlich wandten sich die Bände rückwärts nach der erbettelten Unterstützung; und Re- gimentar auf Regimentar rückten in's Gefecht, doch die roten Kesselflappen zeigten Angehörige des eigenen Trup- penbataillons und brachten den im Streite stehenden die traurige Gewißheit, daß sie noch allein in der Schlacht waren. Sie hatten die Sonne im Pulver- dampf steigen sehen, sie sahen sie wie- der sinken, und keine Hilfe; was kam, waren die hinter der Front gesammel- ten zerbrochenen Bataillone des eigenen Corps. Lautlos und kampfmüde rückten sie wieder in die lange Reihe der Schützengruppe ein, ohne Hoffnung, ohne Klage, bereit zu sterben; der Kampf ging weiter, und die Tapferen fielen.

Endlich, endlich zogen sich in weiter Ferne, dem Auge kaum erkennbar, wie Aderfurchen, die langen Linien in's Gefecht ziehender preussischer Infanterie. Adjutanten jagten die Reihen herunter: Sie kommen, Kinder, halbet die Stellung! Und fester packte die harte Faust des Mannes den Kolben; die Hände zusammengebeißten vor In- grim, die letzte Augen im Lauf, hel- den sie hand im Hand zu liegen.

Die Hilfe kam, langsam, viel zu langsam, als sie gleich im Laufschritt nahte, für die ermatteten Brandenbur- ger. Schon sahen sie die Helme blin- zen, jetzt konnten sie die einzelnen Sol- daten unterscheiden, und wie ein wilder Freudenruf ging es durch die zer- schundenen Glieder: „Weiße Kesselflappen! Das zehnte Corps ist heran!“ Im Sturmstreich kamen sie näher. „Hurrah, Brandenburg!“ — Hurrah, Hannover!“ Dann ging es über die Linien hinaus gegen den Feind. Ab- gelöst waren die Braven, zu Ende für die das Gefecht; von allen aber, die todesmüthig den Kampf am Morgen begonnen hatten, fehlten kaum der dritte Theil zurück, die Gräber von Bionville bedeckten manch brandenburgischen Mann. Ungerecht gegen sie ist die Geschichte; Lieber und Gesänge melden von dem Angriff der Reiterge- schwader, Regimentar und Namen le- ben in dem Gedächtniß der Nachwelt fort, der Tapferen aber, die in den Schützengräben fielen, gedachte Ni- mand. Mühsüchtig, daß das hundens- blick Ausbarren im hoffnungslosen Kampf mehr Mannesmutz erforderte, als der wilde Ansturm einer Reiter- masse, der auch den Feigen mit sich hin- wegtrieb.

Am Rande eines Wäldchens, vorge- schoben vor der Schlachtreihe, hatte das Pflückerbataillon eines Regimentes ge- standen. Jemal hatte sich der An- griff des Feindes gegen das Gefecht ge- richtet, jemal hatten ihn die tapfe- ren Pflücker mit Kolben und Bajonett abgeköpft, und noch am Abend wehte die zerfetzte Fahne des Batail- lons stechend vor dem Waldrand; jetzt waren auch sie abgelöst. Was übrig geblieben war, sammelte sich bei dem zerbrochenen Feldzeichen, schweigend ordneten sich die gelichteten Reihen; die Officiere waren gefallen, tot die Hälfte der Mannschaft, verwundet fast alle, so standen sie fertig zum Ab- marsch. „Denket der Brüder!“ mahnte leise der Führer, und willig sehten die Mützen noch einmal die Gewehre zu- sammen und traten wieder in die Schützengräben. Sorgsam nahmen sie Sterbende und Tote und trugen sie in das Wäldchen hinein unter den Schutz der Bäume, damit die Sonnen- strahlen ihnen nicht die brechenden Augen blendeten oder vorleuchtende Reitermassen und Kanonen die Leiber zertrümmerten — ein stilles Wasser- rufen, ein halblautes Commando, und langsam sehten sich die Reste der tapferen Tausendchaft in Bewegung. Auf dem Schlachtfeld ließen sie die sterbenden Kameraden, mit sich aber führten sie die zerflossene Fahne und den untergänglichsten Ruhm, den sie alle sich in wilder Todesnoth erungen.

Unter den Männern am Waldrand lag sterbend ein junger Officier; er war der letzte gewesen, der das Ba- taillon im Gefechte geführt hatte, er war der letzte gewesen, den eine ver- irrte Kugel traf. Müde lag der Ober- körper zurückgelehnt an einem Baum- stamm, kraftlos die Hand am Säbel- griff, hielt er die Lodenwaack, der Sterbende bei den Tobten. Schräger fielen die Sonnenstrahlen durch das grüne Laub und malten helle Ringeln auf den Waldboden, und wie sie in ste- tem Wechsel vorüberhuschten, folgten ihnen die Augen des Verwundeten; fern als scholl das Kampfgewölbe, als und zu nur lang im Walde ein zurückstehendes Wäldchen, das der Gefechts- lage am Morgen aus dem sichern Wohnsitze vertrieben hatte, sonst war es todtenstill. Da wollte es fast wie ein vermuthliches Gefühl über ihn kom- men, als er die lange Reihe der Ge- fallenen hinabsah; daß ihn die sinkende Sonne zum letztenmale grüßte, daß er selbst sterben müßte von der Erde, daß machte ihm das Herz nicht schwer; er hatte nichts zu verlieren und hatte den Tod im ehrenvollen Kampfe gesucht — aber wieviel Thränen würden wohl um die Tapferen fließen, die mit ihm gefallen waren, um sie alle, um den

Gerüsteten selbst. Mütter, Frauen und Wäute, alle, alle würden sie um die Lieben weinen, die ihnen die Fein- bestaugen genommen hatten, und viel- tausend Grüße würden sie zu den stillen Gräbern im fernen Lande hinüber- senden. Die Tobten drünten würde es nicht mehr weiden, aber fühlen würden sie es in der dunklen Gruft, und die fremde Erde würde ihnen leicht sein. — Ob wohl auch ein Gruß für ihn dabei sein würde? Ob wohl um ihn sein Je- wand in der Heimath weinte?

Seine Eltern waren lange tot. Verwante hatte er nicht, die wenigen Freunde, die ihm das Leben gegeben hatte, waren mit ihm in den Kampf gezogen; vielleicht lagen auch sie auf dem blutigen Felde, und wenn sie selbst zurückgefahren, sie waren Soldaten und würden nicht meinen. Ob sie aber wohl um ihn weinen würde?

Er lag das kleine märkische Städt- chen wieder, das einst seine Heimath gewesen war, ihm, der nie eine Hei- math getannt hatte. Als Sohn eines verstorbenen Officiers war er in der Cadettenanstalt groß geworden; man hatte sich wenig um den Knaben ge- kümmert, der ohne Anhang in der Welt stand und aus Gnade aufgenommen war. Entfassen hatte es für ihn vor Jugend an geheißen, zurückstehen hinter anderen, glücklicheren Kameraden. Mit eisernem Willen hatte er die bittere Empfindung unterdrückt, die ihm oft unbedingte Zurücksetzungen bereitet hatten, und mit eisernem Fleiße seinen Weg verfolgt, bis er frei wurde, bis er Officier war. Die Rück- sicht auf sein geringes Vermögen hatte ihn in das brandenburgische Regiment geführt, und dieselbe Rücksicht gab ihm die Vorsicht, wie er sein saneres Le- ben einzurichten habe; entfassen hatte es für ihn wieder geheißen, allem ent- sagen, um weiter zu kommen. So hatte er Verzicht geleistet auf die Freuden der Jugend, auf den Verkehr mit den Kameraden, auf alles, was das Leben angenehm macht, und wenn ihm das Herz einmal in wildem Begehren aufschäumte, so hatte er der Verstand lüth wieder zurückgewiesen; einfach hatte er leben müssen, um sich endlich durchzuschlagen, und nur den nöthig- sten Verpflichtungen, die ihm sein Stand auferlegte, hatte er nachkommen können. Freudlos waren seine Ju- gendjahre verfloßen, freudlos sollte sein Mannesalter sein, doppelt freud- los, weil ihm das wilde Herz unter dem lustigen, bunten Rod schlug.

Da hatte der Zufall ihn mit ihr zu- sammengeführt. Ein Paar lachende, braune Kinderaugen tauchten vor ihm auf, ein blondes Vordentöpfchen, das einst sein Kleinstkind, sein ganzes Glück gewesen war, und die guten Augen sahen ihn wieder an, so glücklich, so hoffnungslos wie einst, wie einst in seiner Jugend. Das kleine Zimmer er- blickte er wieder, in dem er damals ge- wohnt hatte, und den großen Blumen- strauch, den sie während seiner Abwe- senheit bringen wollte, als er unerwart- et heimgekehrt war; er hatte sie bisher kaum beachtet, das Kind, die Tochter des Weikers, der unten im Hofe wohnte.

„Soll der Strauß für mich sein?“ hatte er sie freundlich gefragt, und er glaubte die Kinderstimme leise wieder wie in verlegener Entschuldigun- gen zu hören: „Ich wollte Ihnen eine Freude machen.“

Wie er sich abwandte, um zu verber- gen, was ihm so seltsam über das Ge- sicht flog, hatte sie um Verzeihung bit- tend seine Hand gefaßt: „Sie haben so traurige Augen, Herr Lieutenant.“ Was dann gekommen war, wußte er nicht mehr, es verschwamm ihm alles in der Erinnerung mit der späteren Zeit. Er war ein armer, vermögens- loser Officier gewesen, ein einsamer, hilfloser Mann, der sich in die Welt und in die Sorgen um Leben frühzeitig hal- ten auf die junge Stern gruben, so wie sie gekommen, hatte ihn gelüth, hatte ihm die wahren Wunden aus der Stirn gestrichen und ihm gelacht, bis er die Sorgen vergaß. Und vergessen hatte er darüber auch, daß das Leben dem Einzelnen Schranken stellt, ver- geben, daß er Officier und daß er arm war. Wohl mahnte ihn der Verstand zur Einsicht, und das ruhige Denken zeigte ihm die Unschlüssigkeit seiner Wünsche, aber das wilde Herz hatte nicht mehr darauf gehört; es hatte ihm Traumbilder vorgegaukelt von süßen Glück, von einer großen Zukunft, es hatte keine Schranken kennen wollen, die einer innigen Liebe und einem festen Willen nicht überwindbar gewesen wären, und hatte ihm die Welt und ihre Gesetze in Vergessenheit gewiegt — bis jener Tag gekommen war, an dem ihm das Leben aus seinen Träu- men aufgerüttelt hatte.

Er lebte die bittere Stunde noch ein- mal durch, in der er vor seinem alten Obersten stand, und die stillen, ersten Augen des freien Mannes ruhten wie damals forschend wieder auf seinem bleichen Gesicht.

„Von allen den jüngeren Herren, die ich in meinem Leben die Ehre hatte zu befehlen, sind Sie mir der liebste ge- wesen, Herr Kamerad“, sagte er; „denn Sie haben sich ein gutes Herz und ein ehrliches Denken bewahrt, und was manchem andern in gewisser Weise wie eine Erlösung erscheinen würde, macht Ihnen das Herz schwer und entsetzt über Ihr Leben. Aber Sie sind auf Ihren Degen angewiesen, und der Stand erfordert Rücksichten. Ich kann Sie freilich gewaltsam nicht halten, doch überlegen Sie wohl. Ob Sie in einem andern Berufe finden, was Sie suchen, ist zweifelhaft, ehe Sie es fin- den, können Jahre vergehen; Sie aber werden ein junges Menschenleben an sich

und an eine unbestimmte Zukunft, Sie werden das Mädchen gewaltsam aus den Verbältnissen, in denen sie groß geworden ist, und die vielleicht eine große Befriedigung für sie in sich bergen, als Sie sie ihr jemals werden bieten können. Wenn Sie die Verant- wortung auf sich nehmen wollen, so kann ich nichts dagegen thun. Sie aber haben Ihrem König Treue ge- schworen, und einen Treuschwur löst man nicht leichtem Sinnes. Ihre Pflicht ruft Sie zu der Fahne. Ich habe für Sie ein Commando erwirkt, das Sie auf längere Zeit vom Regiment ent- fernt; bewahren Sie sich dort, wie Sie sich hier stets gezeigt haben, als tüch- tigen Officier, als liebenswürdigen Cha- rakter, so ist Ihnen ein schnelles Avancement sicher. Heben Sie dann später noch dieselben Wünsche, so werden Sie die Schwierigkeiten leichter überwinden können, heute aber haben Sie zu wählen zwischen Ihrer Liebe und Ihrer Karriere.“

Er war bei der harten Worten schmerzlich zusammengeknickt und hatte keine Antwort gefunden, da hatte der Oberst auf einmal seine Hand gefaßt, und als er ihn anfaß, war es ihm er- schienen, als wären seine Augen voll Thränen, als spräche aus ihnen ein altes, längst begrabenes Weh.

„Als ich jung war“, hörte er ihn leise sagen, „habe ich einmal empfun- den wie Sie, auch ich habe entfassen müssen und bin seit jener Stunde ein einfacher Mensch geworden; in freis- tändlicher Arbeit habe ich Vergessenheit gesucht, Ruhm und Ehre habe ich mir er- worben, das Glück der Jugend hat mich das Leben nicht mehr zurückge- geben. Ob ich aber heute in grauen Haaren auf ein liebeleeres Leben zu- rückschaue, habe ich doch trotz allem Weh das stolze Bewußtsein für mich, meine Pflicht gethan zu haben; ich war ein armer Mensch, aber ein braver Soldat.“

Er war aufgestanden. „Ich will von ihr Abschied nehmen, Herr Oberst!“ Doch der Alte hatte ihn wieder zu sich herabgezogen.

„Auch das muß ich Ihnen vertragen, Herr Kamerad; ein ihmänerlicher Ab- scheid bringt ihnen beiden keinen Se- gen. Die Welt weiß von Ihrer Liebe, und die Welt sieht nur das Schlichte; an Ihnen liegt es, alles zu verheim- lichen, der jungen Dame zum Vorwurf gemacht werden kann, denn was heute vernünftigt wird, ist morgen zur Ge- meinhäufigkeit geworden. Von Ihrer Ehrenhaftigkeit erwarte ich, daß Sie ohne Schuld gehen können, das Commando ermbiligt unauffällig eine pflücker- weise, und weil ich Ihr Bestes will, fordere ich von Ihrer Liebe das Schwere. Ein solcher Abchied würde Hoffnungen erwecken, die Sie später vielleicht nicht erfüllen können und zu einem Gerde Anlaß geben, das der jungen Dame nur Schaden kann. Gehen Sie, selbst auf die Gefahr hin, von der falsch beurtheilt zu werden, für die Sie allem entfassen, später dankt sie es Ihnen vielleicht einmal.“

Es war im Zimmer still geworden, ganz still; noch immer sah der alte Herr neben ihm und hielt seine Hand gefaßt, aber er sprach nicht mehr, die Bilder einer verfloßenen Zeit gingen an ihm vorüber. Endlich stand er auf, und der junge Officier erhob sich.

„Ich erwarde morgen früh Ihre An- wort“, Herr Lieutenant“, sagte er im Tone des Borgelächens.

„Ich bitte den Herrn Obersten ge- horsamst um die Erlaubnis, noch heute Abend mein Commando antreten zu dürfen“, antwortete er.

Ein Paar Jellen hatten ihr Auf- schluß gegeben, daß er und warum er für immer gegangen war.

Fast zwei Jahre lagen nun dawil- losen, Jahre voll rastlosen Strebens, Jahre trübseligen Seins; wie oft hatte er in einsamen Stunden den Krieg begehrt und sich einen ehrenvollen Tod gewünscht. Das Schicksal hatte ihm den Wunsch erfüllt, er stand am Ende seines Lebens, und rühmreich war sein Ausgang. Ihm war es recht, daß es jetzt zu Ende ging; der leise Hoffnungsstimmer, dem er einst ver- traut hatte, war längst verblühen, er hatte bei ruhigen Denken einsehen ge- lernt, wie groß die Lust war, die sie heute trennte, ideo und endlos schien ihm die Zukunft; und für das Herzuge- hende lag die Kugel das beste Mittel. Was nützte es ihm, wenn er mit den Tapfe- ren im Siegesglück heimkehrte, sie würde doch kein Kränlein für ihn ha- ben und würde sich abwenden, wenn er vorübergehe; sie wußte ja nicht, daß er ihr zu Liebe gegangen war, wußte ja nicht, daß er elend seit jener Stunde geworden, sie wußte ja nicht, daß nicht nur das Suchen nach Vergessenheit, sondern auch der geringe Schimmer trügerischer Hoffnung die Triebfeder seiner rastlosen Arbeit gewesen waren, und wenn man es ihr selbst sagte, sie würde es nicht glauben, er war und blieb in ihren Augen ein Verräther. Gut, daß er auf dem Felde der Ehre fiel, es war besser, so.

Er fuhr mit der Hand nach der schmerzenden Brust und ließ an das kleine Kreuz, das ihm vor wenigen Ta- gen als Auszeichnung verliehen wor- den war. Wie gering war die That gewesen gegen das, was seine Pflückerie und er heute geleistet hatten; wenn er nicht starb, so trug ihm das Gefecht wohl noch einen andern Orden ein. Dann stand er nicht mehr hinter den anderen zurück, die Geburt und Reich- thum vor ihm ausgezeichnet hatten, die Orden auf seiner Brust machten vieles weh. Was? Für ihn hatte es doch keinen Werth.

Da fuhr ihm plötzlich ein anderes Denken durch das fiebernde Gehirn. Wenn ihn die Kugel nun zum Krüppel machte, wenn er zum Soldaten un-

drauckbar wurde — Dann war er nicht mehr Officier, dann verließ er nicht treulos die Fahne, dann rief ihn die Kugel aus seiner Laufbahn! Er aber durfte begehren, denn er hatte für das Vaterland gefochten!

Hinter den Bergen sank die Sonne und ihre letzten Strahlen leuchteten auf dem todblaffen Gesicht des Ver- wundeten. Der Abendnebel zog über das Feld, leise kam die Nacht, und der Todesengel schritt über die blutige Wadflucht; in seiner Hand glänzte die Kugel, und wenn er sie sentte, so beugte sich sein Begleiter über den Sterbenden und küßte ihm den letzten Geisler von den blauen Lippen. Auch zu den Fil- lizern kamen die Engel, langsam schritten sie die lange Reihe herauf und riefen die Braven ab, die die Erde ver- lassen sollten. Nun kamen sie in seine Nähe; da lag ein armer Soldat aus seinem Zuge, der in dem Vaterland die alte Mutter verlassen hatte, deren einige Stühle er gemietet war; er hatte ihn fallen sehen, ein Granatenplitter hatte ihn in die Brust getroffen. Er sah den Todesengel vor ihm stehen und sah, wie er die Kugel senken wollte; aber ein großes Weib warf sich ihm zu Füßen, umfaßte seine Kniee und bat für den sterbenden Sohn. Und der Engel hatte Erbarmen und schritt vor- über zu anderen, für die Niemand bat. Nun stand er vor ihm und die stillen, unergündlichen Augen ruhten auf ihm mit stummer Frage. Wie wußte Weib, was ihm durch das Herz; er hatte den Tod nicht gewünscht und ihm in man- derer Schlacht müthig entgegenge- sehen, aber jetzt sterben zu müssen, jetzt, wo ihm das Leben wieder so hoffnungs- froh winkte, fortgehen zu sollen, ohne sie gesehen zu haben, ohne daß er sagen konnte, daß er hatte gut machen wollen, was er gethan, daß er sie geliebt habe immer und immer, jetzt sterben zu müssen in ihrem Juche — das machte ihm das Scheiden schwer. Noch immer sah ihn der Engel an und las ihm die Gedanken von der bleichen Stirne, aber unbewegt blieb sein Antlitz, und langsam sentte die Hand die Kugel zur Erde; er faltete wie in der Kinderzeit die Hände über der wunden Brust zu- sammen zu stummer Gebete, zu Ende, alles zu Ende.

Da warf sich eine lichte Gestalt zwi- schen ihn und den Tod, und er hörte leise die Kinderstimme für sich beten mit heißem Flehen; sie hielt die Kniee des Engels umklammert und sah ihm furchlos in die unergündlichen Augen. Und das Antlitz des Engels wandelte sich, er lag ruhig zu ihr herab, beugte sich nieder und küßte sie auf die weiße Stirn.

Als er aber wieder aufsaß, war es der Tod nicht mehr, es war ein mildes Götzenantlitz, sein alter Oberst war es, er legte ihre Hände zusammen und sah ihn an, so gut, so liebevoll wie einst, damals, als er Abschied nehmen mußte. Dann sehte sie sich neben ihn, frisch ihm die blutigen Wunden zurück und küßte ihm den blauen Mund. Da wurde ihm so leicht ums Herz, die Wunde schmerzte nicht mehr, die Brust that ihm nicht mehr weh, er brauchte nicht in ihrem Juche zu sterben, er war wie- der bei ihr für immer.

Wenige Tage später brauste der Sie- gesjubel durch das deutsche Land; in dreitägiger Schlacht war Bagaine ge- worden, die französische Armee zurück- gedrängt und in Weh eingeschlossen. Auf den Bergen im weiten Reich löst- ten die Freudenfeuer, und die Kirchen- glocken kündeten mit ebernem Rumor den Sieg. In dem kleinen märkischen Städtchen aber sah ein blaßes Weib, und die großen Kinderaugen füllten sich mit bitteren Thränen; ein Schrei- den seines Obersten hatte ihr die Kunde gebracht, daß er für das Va- terland gefallen war.

Als er aber wieder aufsaß, war es der Tod nicht mehr, es war ein mildes Götzenantlitz, sein alter Oberst war es, er legte ihre Hände zusammen und sah ihn an, so gut, so liebevoll wie einst, damals, als er Abschied nehmen mußte. Dann sehte sie sich neben ihn, frisch ihm die blutigen Wunden zurück und küßte ihm den blauen Mund. Da wurde ihm so leicht ums Herz, die Wunde schmerzte nicht mehr, die Brust that ihm nicht mehr weh, er brauchte nicht in ihrem Juche zu sterben, er war wie- der bei ihr für immer.

Wenige Tage später brauste der Sie- gesjubel durch das deutsche Land; in dreitägiger Schlacht war Bagaine ge- worden, die französische Armee zurück- gedrängt und in Weh eingeschlossen. Auf den Bergen im weiten Reich löst- ten die Freudenfeuer, und die Kirchen- glocken kündeten mit ebernem Rumor den Sieg. In dem kleinen märkischen Städtchen aber sah ein blaßes Weib, und die großen Kinderaugen füllten sich mit bitteren Thränen; ein Schrei- den seines Obersten hatte ihr die Kunde gebracht, daß er für das Va- terland gefallen war.

Als er aber wieder aufsaß, war es der Tod nicht mehr, es war ein mildes Götzenantlitz, sein alter Oberst war es, er legte ihre Hände zusammen und sah ihn an, so gut, so liebevoll wie einst, damals, als er Abschied nehmen mußte. Dann sehte sie sich neben ihn, frisch ihm die blutigen Wunden zurück und küßte ihm den blauen Mund. Da wurde ihm so leicht ums Herz, die Wunde schmerzte nicht mehr, die Brust that ihm nicht mehr weh, er brauchte nicht in ihrem Juche zu sterben, er war wie- der bei ihr für immer.

Wenige Tage später brauste der Sie- gesjubel durch das deutsche Land; in dreitägiger Schlacht war Bagaine ge- worden, die französische Armee zurück- gedrängt und in Weh eingeschlossen. Auf den Bergen im weiten Reich löst- ten die Freudenfeuer, und die Kirchen- glocken kündeten mit ebernem Rumor den Sieg. In dem kleinen märkischen Städtchen aber sah ein blaßes Weib, und die großen Kinderaugen füllten sich mit bitteren Thränen; ein Schrei- den seines Obersten hatte ihr die Kunde gebracht, daß er für das Va- terland gefallen war.

Als er aber wieder aufsaß, war es der Tod nicht mehr, es war ein mildes Götzenantlitz, sein alter Oberst war es, er legte ihre Hände zusammen und sah ihn an, so gut, so liebevoll wie einst, damals, als er Abschied nehmen mußte. Dann sehte sie sich neben ihn, frisch ihm die blutigen Wunden zurück und küßte ihm den blauen Mund. Da wurde ihm so leicht ums Herz, die Wunde schmerzte nicht mehr, die Brust that ihm nicht mehr weh, er brauchte nicht in ihrem Juche zu sterben, er war wie- der bei ihr für immer.

Wenige Tage später brauste der Sie- gesjubel durch das deutsche Land; in dreitägiger Schlacht war Bagaine ge- worden, die französische Armee zurück- gedrängt und in Weh eingeschlossen. Auf den Bergen im weiten Reich löst- ten die Freudenfeuer, und die Kirchen- glocken kündeten mit ebernem Rumor den Sieg. In dem kleinen märkischen Städtchen aber sah ein blaßes Weib, und die großen Kinderaugen füllten sich mit bitteren Thränen; ein Schrei- den seines Obersten hatte ihr die Kunde gebracht, daß er für das Va- terland gefallen war.

Als er aber wieder aufsaß, war es der Tod nicht mehr, es war ein mildes Götzenantlitz, sein alter Oberst war es, er legte ihre Hände zusammen und sah ihn an, so gut, so liebevoll wie einst, damals, als er Abschied nehmen mußte. Dann sehte sie sich neben ihn, frisch ihm die blutigen Wunden zurück und küßte ihm den blauen Mund. Da wurde ihm so leicht ums Herz, die Wunde schmerzte nicht mehr, die Brust that ihm nicht mehr weh, er brauchte nicht in ihrem Juche zu sterben, er war wie- der bei ihr für immer.

Wenige Tage später brauste der Sie- gesjubel durch das deutsche Land; in dreitägiger Schlacht war Bagaine ge- worden, die französische Armee zurück- gedrängt und in Weh eingeschlossen. Auf den Bergen im weiten Reich löst- ten die Freudenfeuer, und die Kirchen- glocken kündeten mit ebernem Rumor den Sieg. In dem kleinen märkischen Städtchen aber sah ein blaßes Weib, und die großen Kinderaugen füllten sich mit bitteren Thränen; ein Schrei- den seines Obersten hatte ihr die Kunde gebracht, daß er für das Va- terland gefallen war.

Als er aber wieder aufsaß, war es der Tod nicht mehr, es war ein mildes Götzenantlitz, sein alter Oberst war es, er legte ihre Hände zusammen und sah ihn an, so gut, so liebevoll wie einst, damals, als er Abschied nehmen mußte. Dann sehte sie sich neben ihn, frisch ihm die blutigen Wunden zurück und küßte ihm den blauen Mund. Da wurde ihm so leicht ums Herz, die Wunde schmerzte nicht mehr, die Brust that ihm nicht mehr weh, er brauchte nicht in ihrem Juche zu sterben, er war wie- der bei ihr für immer.

Wenige Tage später brauste der Sie- gesjubel durch das deutsche Land; in dreitägiger Schlacht war Bagaine ge- worden, die französische Armee zurück- gedrängt und in Weh eingeschlossen. Auf den Bergen im weiten Reich löst- ten die Freudenfeuer, und die Kirchen- glocken kündeten mit ebernem Rumor den Sieg. In dem kleinen märkischen Städtchen aber sah ein blaßes Weib, und die großen Kinderaugen füllten sich mit bitteren Thränen; ein Schrei- den seines Obersten hatte ihr die Kunde gebracht, daß er für das Va- terland gefallen war.

Als er aber wieder aufsaß, war es der Tod nicht mehr, es war ein mildes Götzenantlitz, sein alter Oberst war es, er legte ihre Hände zusammen und sah ihn an, so gut, so liebevoll wie einst, damals, als er Abschied nehmen mußte. Dann sehte sie sich neben ihn, frisch ihm die blutigen Wunden zurück und küßte ihm den blauen Mund. Da wurde ihm so leicht ums Herz, die Wunde schmerzte nicht mehr, die Brust that ihm nicht mehr weh, er brauchte nicht in ihrem Juche zu sterben, er war wie- der bei ihr für immer.

„Man sagt.“

Von A. von Sommerfeld.

Die verehrten Leserinnen kennen das berühmte, das berühmte Wort des vierzehnten Ludwig von Frankreich: „Der Staat bin ich!“ — dieses Wort, in welchem autokratischer Größen- wahn zu so prägnantem Ausdruck ge- langt. Und der „Sonnenkönig“ durfte so sprechen, denn in seinem Reich gab es keinen, der es gewagt hätte, der Selbstherrlichkeit seines absolutistischen Willens auch nur in Gedanken Wider- stand entgegenzusetzen. Der Absolu- tismus, von dem ich sprechen will, ist kein politischer, das Reich jenes despoti- schen Machthabers, den ich im Auge habe, ist kein einzelner Staat: sein Scepter regiert die ganze moderne Cul- turwelt, ungezählte Millionen stehen für Knie vor seinem Thron, süßen de- müthig den Staub vom Fuße dieses mächtigsten aller socialen Götzen.

Nach dem Gesagten verdächtigen meine Leserinnen mich vielleicht der Absicht, gegen den Absolutismus der Despotin „Mode“ zu Frede zu ziehen? Wohl! Welchs' grimmige literarische Attaden wurden von vielen und her- vorragenden Schriftstellern schon gegen den Modestultus im Allgemeinen und gegen specielle Damenmoden im Beson- deren ausgeführt! Und welchen Erfolg haben selbst die schärfsten Angriffe? Frau Z. fällt ein solcher, in irgend ei- nerm Journal veröffentlichter Aufsatz in die Hände. Voll gefundenen Humors, treffenden Sarkasmus und einbringli- cher Schärfe sieht darin die Thorheit der übertriebenen Modensucht darstellt. Der Artikel gefällt der schönen Leserin vortreflich. Sie wird in der Letztüre den Besuch einer Freundin unter- brochen. Ueber dies und jenes plaudernd, fällt der Blick des Gastes auf die auf dem Tischchen aufgeschlagen liegende Zeitschrift. „Was liest Du denn da? Ach, die neue Zeitung. Ist sie gut?“ — „Ausgezeichnet, sehr amü- sant; da ist ein delizioso Aufsatz über den Luxus und die Modensucht der Da- men, prächtig geschrieben, voll Witz und Geist. Du mußt das Blatt mitneh- men, es wird Dich sehr unterhalten.“ — „So, wirklich, las' sehen! Von wem ist der Artikel? Ach, von Z.“ — „Ich kenne den Autor persönlich. Er ist gar nicht hübsch, aber ein brillanter Ge- schäftsmann. Wer ach, jetzt sehe ich erst, was für ein reizendes Hüßchen Du da hast! Von wo hast Du es bezogen?“ — „Gefällt es Dir? Das freut mich. Aber es ist ja so einfach; ein Pariser Modestultus. Ich glaube übrigens, diese Form würde Dir vortreflich zu Ge- sichte stehen. Wenn Du willst, so fübre ich Dich zu Madame Y.“ — „O, ge- wiß! Wie liebenswürdig Du bist!“ — Und Frau Z., die soeben von dem Ge- gen den luxuriösen Modensucht der Da- menwelt gerichteten Artikel ganz ent- wickelt war, alles darin Gesagte „sehr wahr“ und „vortreflich“ fand, eilt mit ihrer Freundin zu Madame Y., um zu den zwei oder drei Hüßchen, die sie für die laufende Saison schon besitzt, den dritten oder vierten zu kaufen.

Auch Vereine wurden gegen die Mo- densucht und Prachtliebe schon gegrün- det, aber leider gänzlich erfolglos. Die Vereine schlossen über ihr Ziel hinaus. Von ebem Feuerifer fortgerissen, gin- gen die weiblichen Mitglieder in ihrer stolischen Verachtung von einem Puz und Tand leider so weit, daß sie sich wie wahre Vogelscheuchen keilerten und dadurch, statt ein zur Nachahmung einladendes, ein abschreckendes Bei- spiel boten. Natürlichweise konnten die an und für sich höchst anerkennenswür- digen, in der Skaturlaut aber lächerlich erscheinenden Principien nicht Propa- ganda machen.

Ja, habe ich denn nicht aber Ein- gangs dieser Zeilen versprochen, die- ses nicht gegen die Modensucht gerichtete sein sollten? Die verehrte Leserin sieht sich vielleicht nur im guten Glauben an die Ehrlichkeit dieser meiner Zusage dazu verlassen, mir ihre Aufmerksamkeit zu schenken, und nun erlaube ich mich dabei, daß ich ihr ebels Vertrauen getäuscht und schon eine lange Weile (ich bitte in'sindlich, diese zwei Worte nicht als ein Wort zu lesen) über Mode und Modestultus spreche — nein, die Zeitschriften, mit der ich mich heute be- schäftigen will, ist nicht die Mode, nur eine Modewandbe von ihr. Ihr Reich ist noch größer, denn es erstreckt sich über die ganze civilisirte Welt. Wäh- rend die Unterthanen jener sich doch größtentheils aus den wohlhabenden Klassen und vorzugsweise aus dem armen Geschlecht rekrutieren, ist das Scepter dieser ein Zauberscepter, von dem Männer und Frauen, Greise und Jün- glinge, Arme und Reiche, Vornehme und Geringe ihr Haupt beugen. Der Thron dieser Modensucht steht fester, als die Throne der gewaltigsten Herrscher je gestanden, denn er steht auf dem festeren Boden der freiwilligen Sklaverei der Beherrschten. Diese Despotin heißt: das Urtheil der Leute. Was wird man über dich sagen, wenn du dies und jenes thust? Ist der Regula- tor aller Handlungen. Das „Man sagt“ ist eine Macht, der sich gewöhn- liche Menschen blind und widerstands- los unterwerfen und vor der selbst starke Geister zittern; eine Macht, die eine zwingendere Gewalt ausübt, als die individuelle Freiheit mehr macht, als die despotischste Tyrannenherrschaft je gethan.

Gründlich der äußeren Lebensform befinde ich die große Masse der Menschen in socialer Knechtschaft, da jeder einzelne durch die Macht des öf- fentlichen Urtheils gezwungen ist, die gemeinsamen Lebensregeln sich zu ge- mein. Ueber die unbedeutendsten wie über die wichtigsten Angelegenheiten sind Regeln vorgeschrieben, die Nie- mand, außer in jenen gar seltenen Fäl- len, in denen großer Geist, großer

Wenn jeder es sich zur Gewohnheit machen wollte, das, was er als das Rechte und Vernunftsprädicat er- kennt, ungeschert durchzuführen, un- gekümmert darum, ob andere ein beifäl- liges oder mißbilliges Urtheil darüber fällen mögen, dann würde sich in der Gesellschaft allmählig die Ordnung Bahn brechen, daß sie das Recht nicht habe, sich in die Lebensführung des einzelnen einzumischen, solange dieser nichts thut, wodurch jemandem ein Schaden zugügigt wird! Hierdurch würde die individuelle Freiheit erwei- tert, die empfindlichste und heim- tückischste aller Tyrannen gebrochen und die öffentliche Meinung dahin re- gulirt, daß sie — wie es sein sollte — nur unnormalische, nicht aber unge- wöhnliche und a'nderliche Handlungen verurtheilt.

Daß — wenn diese Despotin, die durch vor dem Urtheil anderer, vor dem, was „man sagt“, entthront würde — auch die blinde Bewalthershaft ihrer Moden Mode verhängen würde Grundfahnen weichen würde, unterliegt wohl keinem Zweifel. Wie manche Frau würde sich mit einfacher, ihrem Stande oder ihren finanziellen Ver- hältnissen besser angepaßten Toilette begnügen, wenn nicht der Scepter des dankt: „Was wird diese oder jene den- nen, wenn sie mich in so schlichten Klei- dern sieht?“ — sie dazu veranlaßt, einen neuen Brant und Luxus zu hüben, der oft auf Kosten der Verbilligung aller edlen geistigen und künstlerischen Bedürfnisse, ja selbst oftmals der Erhaltung der Gesundheit erforderlich Lebensbedürfnisse erkaufte wird! — Aber da bin ich ja abermals bei dem verbotenen Thema, der Mode, ange- langt!

„Sachin.“

Richterlang, flottes Tanz,
Dichtes Gemüth,
Flittertand, Druck der Hand,
Klorendes Spiel —
Maste schön, laß doch sehn,
Wer drunter freit? —
Ist erst eif — nicht vor zwölf
Wird das entdedt!
Lachen schallt, Sect, der knallt,
Hoch steigt die Luft —
Morgen? Wohl! Sorgen? Na,
Führt nicht die Brust,
Gut und schlecht —'s will ihr Recht
Doch jede Zeit,
Forschungsmund ist gewohnt
Nüchternes Kleid.
Knall und Fall — auf den Ball
Sicher ich geh' — — — —
Wenn auf Ehr', nur nicht wär'
Leer — 's Portemonnaie!

— Ein Pessimist. „Ich sage Dir, ich liebe die kleine Emilie, — ich kann o hne sie nicht leben!“ — „Heirate sie und Du wirst sehen, daß Du mit ihr nicht leben kannst!“

— Schon gläublich. A. Wieviel hat denn Ihr Kassier unter- schlagen? — A.: So — na da kann er ja ganz anständig mit leb- den! —
— Sehr gläubhaft. Gast: „Donnerwetter, Kellner, was ist das für 'ne Wirthschaft! Jetzt finde ich ein Haar in der Suppe! Wollen Sie es so- fort der Wirthin sagen!“ — Kellner: „Beruhigen Sie sich, bester Herr; der Wirth hat vorhin auch eins in seiner Suppe gefunden, — der Wirthin aber — nichts gesagt!“